Reinhard Haneld

Der Bibliothekar von Babel

Über Jorge Luis Borges

Meine Damen und Herren,

vielleicht gehören Sie zu denen, die Umberto Ecos grandiosen philosophischen Mittelalter-Krimi *»Der Name der Rose«* gelesen oder dessen Verfilmung angesehen haben. Dann erinnern Sie sich an die Gestalt, die die Funktion des zentralen Bösewichts innehatte, jenen sinistren blinden Greis, der eifersüchtig über die Schätze der Klosterbibliothek wacht und über seinen theologisch motivierten Fanatismus zum Unmenschen geworden ist. Ecos Roman ist aus lauter Zitaten, Paraphrasen und Anspielungen gewoben, und so verhält es sich auch mit der Figur dieses Bibliothekars, dem Eco den spanischen Namen *Jorge von Burgos* gibt. Es liegt auf der Hand, wessen satirisches, auch ein bißchen bösartiges Porträt Eco im Auge hatte, war doch diese Person selbst, zumindest unter Literaturkennern, schon zu einem Mythos geworden. Die Rede ist von dem argentinischen Lyriker, Erzähler und Essayisten Jorge Luis Borges, dem blinden Direktor der argentinischen Nationalbibliothek, dessen berühmteste Erzählung wiederum ebenfalls von einer Bibliothek handelt, der *»Bibliothek von Babel«* nämlich, und dessen Werke überhaupt in extensiver Weise Bücher zum Inhalt, zum Gegenstand oder Protagonisten haben: echte, real existierende oder fiktive Bücher, fiktiv wie etwa auch der zweite Band der »*Poetik*« des Aristoteles es ist, der wiederum in Umberto Ecos Roman eine tragende und tragische Rolle spielt.

Von Bibliotheken und Büchern wird in einem Vortrag über Borges zwangsläufig die Rede sein, und natürlich von Mythen, Mystifikationen und Metaphysik. – Realität und Phantasma spiegeln einander dabei in der erzählerischen Welt von Borges auf zuweilen verwirrende, labyrinthische Weise. Hat es eigentlich, nur so zum Beispiel, Jorge Luis Borges überhaupt wirklich gegeben? Oder ist er vielleicht selbst eine fiktive Figur, erfunden von einem unbekannten Autor gleichen Namens? Schließlich verstummte ja auch nie das Gerücht über Shakespeare, ein ganz anderer hätte seine Werke geschrieben und sich den berühmten Namen William Shakespeares nur angeeignet... – Natürlich gibt es Fotos und Lebenszeugnisse von Borges; aber man kann ja auch in London die Wohnung von Sherlock Holmes besichtigen und in Südwestengland den Hundertmorgenwald, in dem Alexander A. Milnes *Winnie Pu der Bär* seine Abenteuer erlebte. An den ontologischen Spekulationen über Borges, die meines Wissens noch in den 80er Jahren unter südamerikanischen Autoren ein beliebtes Spiel waren, ist niemand weniger unschuldig als Borges selbst. Er hat zwar gerne, häufig und ausführlich über sich Auskunft gegeben, nicht zuletzt in seinen Texten selbst, in denen er häufig auf eine gewisse unbestimmte Weise präsent ist, aber diese Auskünfte entbehren nicht immer des Zweideutigen, des Fragwürdigen und der Unentscheidbarkeit. Nehmen wir nur die berühmteste Selbstauskunft von Borges, den kleinen Text betitelt *»Borges und ich«*:

> »Dem anderen, Borges, passiert immer alles. Ich schlendere durch Buenos Aires und verweile mich, vielleicht schon unwillkürlich, um ein geschwungenes Hoftor und das Türgatter zu betrachten; von Borges erhalte ich Nachrichten durch die Post und erblicke seinen Namen in einem Professorenkolleg oder in einem biographischen Lexikon. Ich habe Spaß an Sanduhren, an Landkarten, an der Typographie des 18. Jahrhunderts, an dem Aroma von Kaffee und an der Prosa Stevensons; der andere teilt zwar diese Vorlieben, aber in aufdringlicher Art, die sie zu Attributen eines Schauspielers macht. Es wäre übertrieben, zu behaupten, daß wir auf schlechtem Fuß miteinander stünden; ich lebe, ich lebe so vor mich hin, damit Borges seine Literatur ausspinnen kann, und diese Literatur ist meine Rechtfertigung. Ich gebe ohne weiteres zu, daß ihm hie und da haltbare Seiten gelungen sind, aber diese Seiten können mich nicht retten, vielleicht weil das Gute schon niemandes Eigentum mehr ist, auch nicht des anderen Eigentum, sondern der Sprache oder der Tradition angehört. Im übrigen bin ich dazu bestimmt, mich zu ruinieren, und nur irgendeiner meiner Augenblicke wird in dem anderen fortzuleben vermögen. Allmählich trete ich ihm alles ab, obwohl mir seine widerwärtige Art, zu verfälschen und zu vergrößern, bekannt ist. Spinoza war der Auffassung, daß alle Dinge in ihrem Sein beharren wollen; der Stein will bis in alle Ewigkeit Stein und der Tiger Tiger sein. Ich muß in Borges verbleiben, nicht in mir (sofern ich überhaupt jemand bin), aber ich erkenne mich in seinen Büchern nicht so sehr wieder wie in vielen anderen oder wie im beflissenen Gezupf einer Gitarre. Vor Jahren wollte ich unser Verhältnis lösen; von den Mythologien der Außenviertel ging ich zu den Spielen mit der Zeit und mit dem Unendlichen über, doch treibt heute Borges diese Spiele, und ich werde mich nach etwas anderem umsehen müssen. So ist mein Leben eine Flucht, und alles geht mir verloren und fällt dem Vergessen anheim oder dem anderen. Ich weiß nicht einmal, wer von uns beiden diese Seite schreibt.«

Ich bin mir nicht sicher, über welchen Borges ich Ihnen am besten berichten soll oder kann, und ob es der »richtige« Borges sein wird. Ich werde allerdings, da ich von Hispanistik zu wenig verstehe, nicht den Mythologen der Außenbezirke von Buenos Aires behandeln, nicht

den Rhapsoden der Gauchos, Messerstecher und Tango-Tänzer, auch nicht den Lyriker, den Erneuerer des argentinischen Idioms und Begründer des sogenannten phantastischen Realismus in der Literatur Lateinamerikas, sondern eher den anderen Borges, den mit seinen »Spielen um Zeit und Unendlichkeit«, den philosophischen Borges also, wenn Sie so wollen, – und wenn man das überhaupt trennen kann. Ich kann dabei in jedem Fall nicht umhin, Ihnen meinen Borges vorzustellen, so wie ich ihn gelesen und in Erinnerung behalten habe.Es gibt allerdings gute Gründe anzunehmen, seinen Intentionen gerade damit am nächsten zu kommen, daß ich sie aufgrund der Unzuverlässigkeit meines Gedächtnisses ein wenig verfehle...

Lebensdaten

Vielleicht hätten Sie aber doch ganz gern ein paar greifbare Daten über diesen Borges, harte Fakten, wie man so sagt, und ich werde Sie ihnen nicht vorenthalten, betone aber sicherheitshalber, daß ich diese sogenannten Tatsachen natürlich auch nur in Büchern gelesen habe. Aus den einschlägigen Lexika und Monographien erfahren wir in etwa folgendes:

Jorge Francisco Isidoro Luis Borges Acevedo, am 25. August 1899 in Buenos Aires geboren, Sohn eines Psychologie-Professors und einer literarisch gebildeten Mutter; beider Vorfahren haben in der vergleichsweise jungen, vergleichsweise blutigen Geschichte Argentiniens eine gewisse Rolle gespielt, oft eine militärische oder sonstwie rühmlich-unrühmliche. Borges, der als Lateinamerikaner nicht frei ist von einem gewissen intellektuellen Machismo, dem Kult einer tragisch-heroischen Männlichkeit, wird zeitlebens die heroischen Virilen, die Männer der Tat und der Tapferkeit, gerade auch die der tapferen Bluttat, bewundern und sich wünschen, einer der ihren zu sein. Er selbst wird jedoch kein Mann der Tat im traditionellen Sinne, er ist von den Eltern und aus eigenem Wesen schon als Kind zum Schriftsteller bestimmt. Der Ort seiner kindlichen Abenteuer- und Entdeckerlust ist weder die Pampa der Gauchos noch die Vorstadt der *compadritos*, der kleinkriminellen Gauner, Spieler und Messerstecher, sondern es ist die väterliche Bibliothek, die er, wie er mehrfach gesagt hat, im Grunde niemals in seinem Leben verlassen wird.

Bezeichnenderweise ist schon Borges' erste Publikation mit einem Identitätsschwindel verknüpft. Der zweisprachig – spanisch und englisch– aufgewachsene Knabe veröffentlicht bereits als Neunjähriger einen ersten Text: die Übersetzung einer Geschichte von Oscar Wilde. Er erreicht, daß sie von einer namhaften Zeitung gedruckt wird, indem er sie unter dem Namen seines Vaters einreicht. – Der Vater erblindet früh, eine Erbkrankheit seiner Sippe, und siedelt mit der Familie 1914 nach Genf über, um sich von Augenspezialisten behandeln zu lassen. Borges junior besucht derweil ein Schweizer Gymnasium und lernt binnen kurzem drei weitere Sprachen, Französisch, Deutsch und Latein. Er macht das Abitur. Nach dem Weltkrieg und nach einem zweijährigen Aufenthalt in Spanien und auf Mallorca kehrt die Familie 1921 schließlich nach Buenos Aires zurück.

Soweit ich sehe, ergreift Borges dort weder einen Beruf, noch besucht er eine Universität. Stattdessen besucht er Café-Häuser und literarische Zirkel. Er schreibt avantgardistische Gedichte im Stile einer expressionistischen Literaten-Gruppe mit dem gefährlichen Namen »*Ultraisten*«, Gedichte, die er später abscheulich findet und nicht in seine gesammelten Werke aufnimmt. Außerdem publiziert Borges Kritiken und literarisch-philosophische Essays für Kulturzeitschriften und widmet sich der persönlichen literarischen Entwicklung. Ab 1938, nach dem Tod des Vaters, findet man ihn dann als subalternen, drittrangigen Angestellten in einer städtischen Vorortbücherei. Seine Kollegen bringen ihm bei, daß übergroßer Arbeitseifer dort unüblich, ja unerwünscht ist; Borges findet also genügend Zeit, an seinem Werk zu arbeiten, das zunehmend Aufmerksamkeit erregt und ihn bald landesweit bekannt macht. Nur seine Kollegen wissen nicht, mit wem sie da zusammen-nicht-arbeiten und amüsieren sich darüber, daß in einem biographischen Lexikon jemand steht, der genauso heißt und an genau demselben Tag geboren ist wie ihr Kollege Jorge Luis Borges...

1946 putscht in Argentinien der populistische General Juan Perón und errichtet eine mindestens semi-faschistische Diktatur. Borges, als notorisch antifaschistischer Intellektueller, wird vom humorigen Diktator zum Markt-Aufsichtsinspektor für Geflügel und Kleintiere »befördert«. Da Borges, der inzwischen Sekretär des nationalen Schriftstellerverbandes ist, von Hühnern und Meerschweinchen nichts versteht, lehnt er dankend ab und schlägt sich lieber als freier Schriftsteller und Dozent für englische Literatur durch, bis das peronistische Regime 1955 gestürzt wird. Die neue Revolutionsregierung ernennt Borges, der mittlerweile auf dem ganzen Kontinent als Leitfigur der argentinischen Literatur gilt, zum Direktor der Nationalbibliothek. Borges spricht von einer Ironie Gottes: exakt zu diesem Zeitpunkt geht nämlich seine ererbte, konstitutionelle Sehschwäche in völlige Blindheit über. Der lebenslange leidenschaftliche Leser Borges bekommt die Verfü-

gungsgewalt über 900.000 Bücher verliehen und zugleich die Unfähigkeit, sie zu lesen – eine Geschichte fast wie von Borges...

Fortan muß er sich auf sein Gedächtnis verlassen, wenn er schreibt und dichtet. Die Blindheit modifiziert seine Produktivität, verhindert sie jedoch nicht. 1961 wird Borges, die allseits verehrte Führungsfigur der lateinamerikanischen Literatur, durch einen internationalen Literaturpreis, den er zusammen mit Samuel Beckett erhält, auch in Europa bekannt. Weitere Preise, Ehrungen und Gastprofessuren in aller Welt schließen sich an. Borges, der ursprünglich zu schüchtern war, um überhaupt öffentlich zu sprechen, und deshalb die Hilfe eines Psychotherapeuten bemühte, hält nun Vorträge in allen Erdteilen. Zwei Länder liegen ihm neben seiner Heimat vor allem am Herzen. Das eine ist Israel; der forciert pro-israelische Autor Borges, den die jüdische Kultur, vor allem die jüdische Mystik der Kabbala fasziniert, wird, wie er selber sagt, eine Art »Jude honoris causa«. Das zweite Land, mit dessen Kultur und Religion er sich intensiv befaßt, ist Japan, das ihm wegen seiner religiösen Toleranz, seiner dort praktizierten Form des Buddhismus und der dort geübten Kultur der Höflichkeit nahesteht. Bis 1973 bleibt Borges Bibliotheksdirektor in Buenos Aires. Als Perón 18 Jahre nach seinem Sturz erneut, diesmal legal durch Wahlen an die Macht kommt, tritt Borges von seinem Amt zurück, was heftige öffentliche Kontroversen auslöst.

Borges' politische Stellungnahmen bleiben überhaupt stets umstritten und glücklos, sie schaden ihm auch häufig, zum Beispiel als er einen Orden vom chilenischen Diktator Augusto Pinochet annimmt. Vielleicht ein bißchen zu treuherzig bekennt Borges: »Ich weiß mich völlig unwürdig, über politische Dinge zu urteilen, aber vielleicht ist es verzeihlich, wenn ich anmerke, daß ich nicht an die Demokratie glaube, diesen merkwürdigen Mißbrauch der Statistik«. Solche Äußerungen des im Grunde völlig unpolitischen, bildungsbürgerlich distinguierten Konservativen kosten Sympathien, nicht zuletzt wohl die des königlich-sozialdemokratischen Nobelpreiskomitees in Stockholm. Dieses übergeht Borges lebenslang, wie so viele der wirklich großen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, wie Kafka, Proust und Musil etwa, um nur einige zu nennen. Borges, dessen persönliche und moralische Integrität niemand je in Zweifel gezogen hat, begrüßt 1976 wie viele bürgerliche Argentinier den Putsch einer Offiziers-Junta gegen das katastrophale, chaotische Regime der Präsidentenwitwe Evita Perón, wendet sich jedoch später, als der Umfang der Menschenrechtsverletzungen durch die Offiziere bekannt wird, ebenso rückhaltlos und öffentlich der Opposition zu. Bis ins hohe Alter läßt weder seine Schaffenskraft noch seine Wißbegier nach. Borges Arbeit umfaßt neben den Bänden mit Gedichten, Erzählungen und Essays die Herausgabe zahlreicher Anthologien und Werke anderer Autoren, dazu weltweite Lehr- und Vortragstätigkeit, Fernsehinterviews und Filme. An seinem Lebensende zieht sich Borges in die Stadt seiner Jugend, nach Genf zurück, wo er am 14. Juni 1986 gestorben ist. – Borges hat tiefe Spuren hinterlassen. So wie wir im Deutschen das Wort »kafkaesk« haben, um eine ausweglose, absurde und bedrohliche Situation zu kennenzeichnen, soll es, habe ich irgendwo gelesen, im Spanischen das Wort »borgesianisch« geben, um eine besondere Form von Phantastik zu charakterisieren. Borges gehört zu den Schlüsselfiguren einer nur vage definierten Phase, die wir etwas hilflos als »Postmoderne« bezeichnen. Seine Funktion als großer Anreger erstreckt sich hier nicht nur auf die Literatur. Viele Philosophen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beziehen sich auf Borges: Michel Foucault, Gilles Deleuze, Arthur C. Danto etwa, um nur die bekanntesten zu nennen. Einige der borgesianischen Gedankenspiele sind zu Standardargumenten der modernen Philosophie geworden.

Borges als Leser

Jorge Luis Borges, das sei zur Person noch nachgetragen, war übrigens das gerade Gegenteil des Mönches Jorge von Burgos aus Umberto Ecos Roman. Fanatismus oder fundamentalistische Engstirnigkeit waren ihm absolut wesensfremd. Während der ehrwürdige Bruder Jorge im *»Namen der Rose«* am liebsten den Humor, das Lachen und die Komödie ganz aus der irdischen Welt verbannen möchte, war Jorge Luis Borges der Musterfall eines Ironikers, der sich der Endlichkeit und Hinfälligkeit menschlichen Strebens nur allzu bewußt ist. Sein leiser, bescheidener und toleranter Humor, der die eigenen Bemühungen stets einschließt, ist in seinen Werken und den Gesprächen mit ihm immer präsent.

Die Aufgabe des Literaturkritikers, der er ja auch immer gewesen ist, sieht Borges nicht in der herabsetzenden oder sogar »verreißenden« Kritik. Polemik und negative Kritik sind ihm wirklich wesensfremd. Aus seinen zurückhaltenden, knappen Worten, mit denen er Bücher anderer Autoren bespricht, klingt immer die mühsam gebändigte Begeisterung eines liebenden Lesers, der seinen Enthusiasmus mit anderen Lesern teilen möchte, ohne daß er deswegen seine Auffassung jemandem aufzwingen wollte. Mit Sicherheit wäre es ihm nicht im Traum eingefallen – und Borges Träume sind wahrhaft

einfallsreich und ausgefallen genug! – eine ganze Bibliothek mit kostbaren Bänden in Flammen aufgehen zu lassen, nur um in einem theologischen Streit die Oberhand zu behalten.

Borges liebte Bücher nicht nur über alles, er lebte von und aus, durch und für Bücher. Wenn die Ungläubigen auch ihre Heiligen haben dürften, so verdiente Borges das Anrecht, als Schutzheiliger der Leser und Leserinnen angerufen zu werden. Seine Beziehung zum Buch war eine erotische, eine religiöse und sogar beinahe eine mystische. Unter hundertundeiner Erzählung von Borges gibt es eine einzige Liebesgeschichte, »*Ulrika*«, aber Dutzende, die explizit oder indirekt von Büchern handeln. Man hat es für ein charmantes Understatement oder für die Koketterie eines ruhmbeladenen Schriftstellers gehalten, wenn Borges immer wieder betonte, er sei in erster Linie und vor allem ein Leser gewesen. Aber ich glaube, er hat dies vollkommen ernst gemeint. Das Lesen rangiert bei ihm vor dem Schreiben, und noch mehr, es besitzt in gewisser Weise sogar Vorrang vor dem, was der Durchschnitt »Leben« nennen würde. »Jedenfalls«, so sagte er einmal,

> »erinnere ich mich mehr an das, was ich gelesen habe, als an das, was mir widerfahren ist. Aber das ist natürlich eines der wichtigsten Dinge, die einem Menschen widerfahren können: diese oder jene Seite gelesen zu haben, die einen bewegt hat – eine sehr intensive Erfahrung, nicht weniger intensiv als andere.«

Lesen als Lebensform

Lesen als eine Erfahrungs- oder Erlebnisform, die anderen Formen in nichts nachsteht: in der Tat ist die Lektüre für Borges fast so etwas wie eine Existenzweise, eine Lebensform, und zwar, wie sich noch herausstellen wird, eine, die mehr als andere der modernen condition humaine entspricht. Die emphatische Lobrede auf das Lesen klingt heute schon anachronistisch, wo Technologie-Enthusiasten des neofuturistischen Lagers zu jeder Buchmesse hektisch das Verschwinden des Buches und den Untergang der Gutenberg-Galaxis ausrufen; wie gesagt, es klingt anachronistisch, ist es aber, bei näherer Betrachtung, gar nicht. Jedenfalls werde ich versuchen, diese These stark zu machen. *»Ich glaube«*, sagte noch der greise Borges,

> »daß das Buch eine der Möglichkeiten des Glücks ist, die die Menschen haben. Man spricht vom Verschwinden des Buchs; ich halte das für unmöglich. Man mag sagen: Welchen Unterschied kann es denn schon zwischen einem Buch und einer Zeitschrift oder einer Schallplatte geben? Der Unterschied ist, daß man eine Zeitschrift liest, um sie zu vergessen ... Die Vorgänge sind mechanisch und leichtfertig. Ein Buch liest man, um es im Gedächtnis zu behalten.«

Das jahrhundertealte Vorurteil, Lektüre sei etwas Sekundäres, Abgeleitetes und Marginales gegenüber dem sogannten »wirklichen« Leben, findet in Borges infolgedessen keinen Befürworter.

Für anachronistisch hält er eher den Traum von der angeblich unmittelbaren Erfahrung, dem sogenannten authentischen Erlebnis, dem der Zeitgenosse der modernen Erlebnis- und Event-Kultur heute so eifrig wie vergeblich hinterherjagt. Es gibt längst keine weißen Flecken der Unmittelbarkeit mehr, des Unentdeckten, keine Zonen des Schweigens und des noch nie Gesagten. Wie es scheint, sind wir in der Spätmoderne prinzipiell zur Sekundarität verurteilt. Borges Buchverehrung ist also nicht oder zumindest nicht nur der Ausdruck einer persönlichen Obsession oder einer beruflich bedingten Horizonteinschränkung, sie beinhaltet vielmehr eine philosophische Stellungnahme, die in der sogenannten »Postmoderne« großes Gewicht bekommen hat, nämlich die Auffassung von der Transzendentalität oder Apriorität des Textes. Der Mensch lebt, heute mehr denn je, in einer Welt aus Zeichen, seine Erfahrungen sind unweigerlich zeichenvermittelt und zeichengelenkt. Der Mensch ist ein zeichenproduzierendes und ein selbst aus Zeichen »gemachtes« Wesen. Er wird in eine Welt geboren, die von Diskursen, von Texten oder Bildern geprägt ist. Schon lange vor seinem Auftauchen haben diese Texte bestanden und zu sprechen begonnen. Die Welt ist durch – vorwiegend sprachliche – Zeichen erschlossen. Sie zu erleben heißt, sie zu lesen – und vielleicht beim Lesen selber Spuren zu hinterlassen.

Die Welt ist alles, was der Text ist

Die Welt als ein Buch zu begreifen, das der Lektüre harrt, ist ja in unserer westlichen Kultur seit den Anfängen eine recht vertraute Sichtweise. Juden-und Christentum sowie der Islam sind Buchreligionen. Historisch zählebig ist allezeit die Idee gewesen, daß Gott, der Schöpfer, sich zweimal offenbart und sozusagen zwei Bücher geschrieben habe – das Buch der Offenbarung und das Buch der Natur und des Kosmos. Heute neigt man der Ansicht zu, daß zumindest das letztere Buch ein reichlich verworrener Text ist, eher ein Palimpsest als ein klares, eindeutiges Manuskript. Aber wie dem auch sei: die Welt, in die wir hineingeboren werden, ist eine sprachlich erschlossene. Sofern sie dies ist, umgibt sie uns mit einem dichten Gewebe von Texten. Lesen heißt, in das Spiel der Zeichen, in den Diskurs, in den Text der Welt einzutreten; das eigene Sprechen, auch dort wo es nicht nur triviale Floskeln wiederholt, sondern etwas zu sagen hat, ist immer schon

ein Mit-Sprechen, ein Weiter-Sprechen, manchmal in Form des Einspruchs und Widerspruchs, in jedem Fall aber basiert es von vornherein auf einer notwendigen und unvermeidbaren Wiederholung des Gesagten.

Dies mag generell für die Existenzweise des Menschen gelten, aber seit dem Übergang von der Industriegesellschaft zur medial vermittelten Kommunikations- oder Informationsgesellschaft hat diese semiotische, zeichentheoretische Auffassung vom Menschen und seinem Geist an konkreter Brisanz gewonnen und wohl auch eine neue Qualität. Heute leben wir nahezu vollständig in einer Symbolwelt, deren Vermittlungen unsere Wirklichkeit nicht repräsentieren, darstellen, sondern viel mehr noch diese bereits sind. Sowenig es noch weiße Flecken auf der Landkarte gibt, sowenig gibt es noch Erlebnisbereiche, die nicht zeichenvermittelt wären, das heißt nicht von bereits Gesagtem und Geschriebenen vorgeformt. Das sogenannte authentische Erleben ist eine Fiktion geworden. Wir erleben, was man uns vor-erlebt hat; wir kennen die Welt aus dem Fernsehen und wählen unser alljährliches Abenteuer aus dem Katalog. Mit anderen Worten: jedes Erlebnis ist bereits, auch wenn wir es nicht wissen, eine Wiederholung, die Eigenheiten unserer Lebensführung sind ein Zitat und selbst unsere Lebensgeschichte hat man irgendwo schon einmal (besser) gelesen. Wir folgen sogar in der Selbstgestaltung, wie schon Thomas Mann in seinem berühmten Vortrag über Sigmund Freud heraushob, gewissen Archetypen und mythologischen Figuren, die in unser kollektives kulturelles Gedächtnis tief eingelassen sind und die wir über zahllose narrative und bildgebende Kanäle in uns aufnehmen wie die Sprache selbst. Alles in allem leben wir in weitaus größerem Umfang in einer durch Texte geprägten Welt, als uns dies im Alltagsbewußtsein klar ist.

Vielleicht hängt es mit dieser Einsicht zusammen, daß der edle Ritter Don Quijote de la Mancha, die unsterbliche Romanfigur des Miguel de Cervantes, eine derjenigen Figuren ist, die Borges fasziniert haben. Don Quijote ist ja ein »Postmoderner« *avant la lettre*: die Welt, in der der Ritter von der traurigen Gestalt heldenhaft gegen Windmühlen und Schafe kämpft, ist eine medial vermittelte, nämlich diejenige der spätmittelalterlichen Troubadour- und Ritterromane, von denen Don Quijote zu viele gelesen hat. Der Unterschied zum Menschen heutigen Typus liegt allein darin, daß der Ritter einsam war, weil seine Zeichenwelt von anderen nicht geteilt wurde und daher zum lächerlichen und belachten Wahn herabsank. Wenn der Don sich auf dem Totenbett für geheilt erklärt und sein Leben als Verrücktheit bezeichnet, so ist das eine traurige Kapitulation. Er war nämlich gar nicht verrückt – die anderen waren nur nicht belesen genug! – Wir werden diesem letzten Ritter und seinem Schöpfer noch begegnen..

Die Welt ist alles, was der Text ist: wirklich ist für uns, was bereits in irgendeiner Weise bekannt, das heißt gesagt, gespielt, geschrieben, photographiert, gefilmt und gestaltet, kurz: ausgedrückt worden ist. Wir messen die Welt an den Bildern, die wir von ihr besitzen; wenn wir ehrlich sind, beruht auch ein Großteil der Menschenkenntnis, die wir zu besitzen meinen, auf der Kenntnis literarischer Gestalten und Kinofiguren. Noch zu Immanuel Kants Zeiten erforderte es, um ein »Weltweiser« zu sein, nicht nur philosophische Kenntnisse, sondern auch eine weltläufige Weitgereistheit. Nun, schon Kant, der bekanntlich aus Königsberg nie herauskam, nutzte die Berichte weitgereister englischer Kaufmannsfreunde, um seine anthropologischen Vorlesungen mit farbigen Einsichten über den Neger und den Kreolen zu bereichern; heute beschäftigt jeder von uns ein Heer solcher stellvertretender Reisender, die das Weltgeschehen täglich in unser Königsberg holen. Der Preis, den wir dafür bezahlen, ist der Verlust der Unmittelbarkeit.

Die alexandrinische »Postmoderne«

Natürlich hat dies enorme Konsequenzen gerade für den Schriftsteller. Längst ist der realistische oder naturalistische Traum ausgeträumt, man könne die Wirklichkeit »*wiederspiegeln*« und repräsentieren wie sie »*eigentlich*« oder »*wirklich*« ist. Zwischen das wilde Sein, die rohe Erfahrung, das authentische Erleben und den Schreibenden oder Sprechenden haben sich die turmhohen Wände der Bibliotheken geschoben, die babylonischen Bauten aus Büchern, die das schon Gesagte und schon Gedachte aufbewahren. Die Bücherwände haben sich aber, um genau zu sein, nicht nur vor die Welt geschoben, sie haben diese längst ersetzt.

Der Stoff, aus dem noch Bücher gemacht werden können, sind schon seit langer Zeit – andere Bücher. Wie bei einem mittelalterlichen Psalimpsest schreibt der (post-)moderne Autor seine Sätze an den Rand, zwischen die Zeilen oder direkt über den Text älterer Bücher, die ihrerseits bereits Bücher über Bücher, aus Büchern und von Büchern sind. Bücher zeugen Bücher zeugen Bücher. Es kann kein Autor von nur einigem Rang ein Buch schreiben, ohne daß binnen Jahresfrist sich ein Kometenschweif von Kritiken, Kommentaren, Dissertationen und Habilitationsschriften bildet, dar-

aufhin dann notwendigerweise eine Flut bibliographischer Tertiär-Literatur, die die Sekundär-Literatur über die Primär-Literatur wiederum katalogisiert, aufbereitet, kommentiert usw. Mit Blick auf die legendäre Großbibliothek der Antike im nordägyptischen Alexandria nennt man unsere Epoche mit einigem Recht eine alexandrinische.

Diese ursprünglich literaturtheoretische Einsicht, die spätestens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unabweisbar und Allgemeinüberzeugung geworden ist, kann bei Künstlern oder Literaten sehr verschiedene Konsequenzen hervorrufen. »Es ist alles gesagt« – wir haben gesehen, wie dies bei Samuel Beckett zu einer niederschmetternden, pessimistischen Erfahrung wird, zu einer Beschwörung der quälend redundanten Wiederholung und des leeren, bedeutungslosen Geschwätzes, das die Sehnsucht nach Schweigen evoziert und schließlich konsequenterweise zum Verstummen des Autors führt. Man muß weitersprechen, obwohl alles gesagt ist; aus dem Diskurs, aus der Sprache und der Übermacht des Gesagten gibt es kein Entrinnen. Für Jorge Luis Borges ist dieser semiotische oder sprachphilosophische Pessimismus nicht unbedingt zwingend. Man kann dem Umstand, daß der Mensch zu einer sekundären, vermittelten Existenz, einer Existenz hoch zwei, verurteilt ist, auch mit einer entschlossenen Affirmation begegnen. (Borges ist ein Affirmator, ein großer Ja-Sager im Nietzscheschen Sinne, und die »Postmoderne« ist, trotz ironischer Brechungen, wesentlich eine affirmative Strömung.)

Die Imagination zwischen Buch und Lampe

Man kann, so zeigt das Beispiel Borges, anstatt über verlorene Authentizitäten zu trauern, auch den umgekehrten Weg einschlagen und die Welt der Zeichen und Symbole, der Bilder und Texte als wirkliche Wirklichkeit willkommen heißen und sich in die Abenteuer stürzen, die sich auch in ihr oder gerade in ihr darbieten; man kann, wenn man über die List, die Ironie und die Gelehrsamkeit eines Borges verfügt, durchaus auch noch Neues sagen, man kann schöpferisch werden, wenn auch auf eine andere, neue Weise. Niemand hat das schöner und konziser formuliert als der französische Philosoph Michel Foucault: – die Moderne, schrieb er in den 70er Jahren,

> »...hat eine Region der Einbildungskraft entdeckt, deren Kraft frühere Zeitalter sicher nicht einmal geahnt haben. Diese Phantasmen haben ihren Sitz nicht mehr in der Nacht, dem Schlaf der Vernunft, der ungewissen Leere, die sich vor der Sehnsucht auftut, sondern im Wachzustand, in der unermüdlichen Aufmerksamkeit, im gelehrten Fleiß, im wachsamen Ausspähen. Das Chimärische entsteht jetzt auf der weißen und schwarzen Oberfläche der gedruckten Schriftzeichen, aus dem geschlossenen, staubigen Band, der, geöffnet, einen Schwarm vergessener Wörter entläßt; es entfaltet sich säuberlich in der lautlosen Bibliothek mit ihren Buchkolonnen, aufgereihten Titeln und Regalen, die es nach außen ringsum abschließt, sich nach innen aber den unmöglichen Welten öffnet. Das Imaginäre haust zwischen dem Buch und der Lampe. Man trägt das Phantastische nicht mehr im Herzen, man erwartet es auch nicht mehr von den Ungereimtheiten der Natur; man schöpft es aus der Genauigkeit des Wissens; im Dokument harrt sein Reichtum. Man braucht, um zu träumen, nicht mehr die Augen zu schließen, man muß lesen. Das wahre Bild ist die Kenntnis. Es sind die bereits gesagten Worte, die überprüften Texte, die Massen an winzigen Informationen, Parzellen von Monumenten, Reproduktionen von Reproduktionen, die der modernen Erfahrung die Mächte des Unmöglichen zutragen. Nur noch das ständige Raunen der Wiederholung kann uns überliefern, was nur ein einziges Mal stattgefunden hat. Das Imaginäre konstituiert sich nicht mehr im Gegensatz zum Realen, um es abzuleugnen oder zu kompensieren, es dehnt sich von Buch zu Buch zwischen den Schriftzeichen aus, im Spielraum des Noch-einmal-Gesagten und der Kommentare; es entsteht und bildet sich heraus im Zwischenraum der Texte. Es ist ein Bibliotheks phänomen.« (M. Foucault, Nachwort zu: Gustave Flaubert,. *»Die Versuchung des heiligen Antonius«,* Frankfurt/M. 1979, Insel; Übers. Robert u. Barbara Picht)

Foucault spricht in diesem Text über den französischen Romancier Gustave Flaubert, aber jedes Wort ließe sich genauso – oder vielleicht sogar noch besser – auf Jorge Luis Borges anwenden.

Borges' bevorzugtes Gebiet ist das Phantastische, das Unheimliche und Bestürzende, das Schwindelerregende des Imaginären, aber – obwohl auch solche Phänomene ihn faszinieren – es sind nicht vorwiegend Fabeltiere, Aliens und Gespenster, die er beschwört, sondern verstaubte Folianten, mittelalterliche Manuskripte und verwehte Inschriften, aus denen das bizarre Genie, der Triumph und der Wahnsinn von Jahrtausenden menschlicher Geistesanstrengung aufsteigt und nach uns greift. Metaphysischem Irrsinn und irrer Metaphysik verleiht Borges eine merkwürdige Vertrautheit und Selbstverständlichkeit. Uralte Ketzereien, die Irrlehren vergessener Häresiarchen und abseitiger philosophischer Dissidenten treten wieder ans Tageslicht. Aus dem Staub und Moder alter Büchergruften steigt die dunkle, verworfene Heiligkeit des Apokryphen und Kryptischen und wir vermeinen, wieder das ganze Grauen jener verschollenen Meister und Mystiker zu spüren, die zu nah an den Rand des Undenkbaren gerieten und von dort nicht mehr zurückkehrten.

Archäologe des Phantastischen

Borges ist zweifellos ein Magier. Er hält uns in Atem und Beklommenheit, obwohl seine Albträume ganz »trockener«, theoretischer Natur sind und sein Ton lakonisch, betont nüchtern, wissenschaftlich referierend, oft im Stil eines Lexikon-Eintrages. Gelassen, betont rational, mit einem kaum wahrnehmbaren ironischen Ton, führt er uns durch die Labyrinthe seiner offenbar unerschöpflichen, enzyklopädischen Gelehrsamkeit und konfrontiert uns mit Rätseln, Paradoxien und schwindelerregenden Gedankenabstürzen aus der maßlosen und verworrenen Geschichte des menschlichen Denkens. Er vergegenwärtigt ehrwürdige philosophische Dilemmata, Aporien und Antinomien, die man aus gutem Grund irgendwann in der Vergangenheit ruhen ließ und vergessen hat, um zum Frieden der Einfalt zurückzufinden. Borges beschwört aber gerade diese Relikte und Reliquien der Ruhelosigkeit, die Ausgeburten unzähliger Nachtwachen, Meditationen und Erleuchtungserlebnisse, all dies ausgestellt in einem bizarren Museum, das in geheimnisvolles Licht getaucht ist und als dessen lebende Bewohner wir am Ende uns selbst bestürzt wiederfinden.

Borges kreiert dabei in technischer Hinsicht ein Misch-Genre, eine literarische Hybridform, die es bis dahin, soweit ich sehe, nicht gegeben hat: die »philosophisch-essayistische Erzählung« könnte man diese Form nennen oder das »phantastische Philosophie-Essay« oder auch ein »Lexikon philosophischer Albträume«. Die philosophischen Themen von Borges sind dabei weder exotisch noch besonders gesucht und esoterisch, es sind die alten, die ewigen Fragen der Menschheitsgeschichte: Zeit und Unendlichkeit, Freiheit und Vorhersehung, Tod, Unsterblichkeit und das Schicksal der Seele, die Rätsel und Fragwürdigkeiten der Wirklichkeit und ihrer infiniten Spiegelungen im Traum, in der Poesie und allen Formen der Imagination. Besonders angetan haben es ihm die grotesken und absurden Versuche tapferer Denker, das Chaos des All-Seienden in ein universales Ordnungssystem zu bringen, etwa die Träume des Barock von der Universalsprache, an der Leibniz arbeitete oder der legendäre John Wilkins, über dessen analytische Universalsprache, in der jedes Wort zugleich sein Signifikat definiert, Borges eine wunderbare Geschichte geschrieben hat.

Borges versteht es bei alledem, den Eindruck zu erwecken, als wäre er überall im Universum der Texte, in der gesamten Bibliothek menschlichen Wissens zuhause. Für Borges scheint das Entlegene nur einen Regalmeter vom Mainstream entfernt; er ist, so scheint es, ein »Spezialist für alles«. Wer die Erählungen von Borges verschlingt, den ergreift eine Art Höhenangst und Bildungsschwindel. Ob es um altisländische Sagas, frühe Ketzer und Kirchenväter, um die Odyssee, die kabbalistische Zahlenmystik oder Dantes *»Göttliche Komödie«* geht, um die Visionen des Mystikers und Geistersehers Emmanuel Swedenborg oder das Werk des arabischen Philosophen Averroës, um apokryphe Bibeltexte, pythagoreische Sekten oder die Alchymie des Paracelsus, um Shakespeare, *»Don Quijote«* oder die verschiedenen Übersetzungen von *»Tausendundeiner Nacht«* – Borges scheint sich überall detailliert auszukennen und dekoriert seine Erzählungen reichlich mit gelehrten Zitaten, philologischen Anmerkungen und bibliographischen Apparaten, die ihnen das Flair umfassender Gelehrsamkeit verleihen und den staunenden Leser die unermeßliche Weite des Universums der Texte erahnen lassen.

Blinde in der Bibliothek

Dies ist natürlich eine bewußte und intendierte Stilisierung. Sie bezweckt eine Mystifikation des Autors, der uns eine Gelehrsamkeit und Belesenheit suggeriert, die man sich eigentlich im Laufe eines kurzen Menschenlebens gar nicht aneignen und erwerben kann. Doch das gehört zum borgesianischen Spiel. Die Erzählungen des Archivars von seinen Leseabenteuern haben eine ähnliche Funktion, wie die phantastischen Reiseberichte in entlegene Länder, die man im 16. und 17. Jahrhundert offenen Mundes anhörte. So wie man wohl damals Fernweh nach dem Exotischen bekam und zugleich angesichts der Kannibalen, Kopffüßler und Ungeheuer sich insgeheim mit frommem Schauder freute, daß man zuhause bleiben durfte, so geht es auch mit den Leseabenteuern.

Den Normalleser überfällt die Lust oder die Sehnsucht, all diese wundersamen und erstaunlichen Folianten, Manuskripte und Bücher, aus denen Borges zitiert, selbst einmal zu lesen, alles zu studieren und alles kennenzulernen – und zugleich das wehmütig-anheimelnde Gefühl, daß er dies zwar im Einzelfall wohl tun könnte, nie aber in der Fülle, die der Bibliothek gerecht würde; und so wird er es denn wohl bleiben lassen und von diesen Büchern nur träumen und phantasieren. Aber genau das ist die Intention des Autors Borges: daß sich nämlich das Gelesene, oder besser: das vom Hörensagen Gewußte und Erinnerte in den Köpfen der LeserInnen »verzweigt« und neue Universen zeugt, die sich aus Lektüre, Traum, Erinnerung und Phantasie zusammensetzen. Jedes Bruchstück, Fragment oder Zitat, jede verworrene Idee und jede verworfene Lehre ist wie ein

Zweig, der in eine gesättigte Lösung getaucht wird: an ihm setzen sich die Kristalle der Phantasie an und wuchern in phantastischen und poetischen Formen.

So gesehen ist Borges der ästhetische Prophet und der Dichter der Halbbildung und des Dilettantismus. Das ist keineswegs respektlos gemeint. Spätestens die Wissensexplosion am Ende des 20. Jahrhunderts macht uns alle, von unserem kleinen Spezialgebiet abgesehen, zu Halbgebildeten und Dilettanten, das ist eine historische Tatsache, die Zeit der Universalgenies ist vorbei, und wir Nachgeborenen tragen schwer an der Unendlichkeit des Wissens, das wir angehäuft haben. Seltsam genug: im Grunde genommen sind wir aufgrund unserer Endlichkeit alle nur »Blinde in der Bibliothek«, wie Borges, dessen Leben so sehr dazu taugt, eine Metapher zu werden, daß man schon deshalb mutmaßen könnte, er sei eine erdichtete Figur.

Wir sind Blinde in einer unermeßlichen Bibliothek, denn innerhalb unserer kurzen Lebenszeit werden sich nur die wenigsten der wunderbaren und zauberhaften Bände für uns öffnen, wir sterben, bevor wir nur einen Bruchteil von ihnen in Augenschein genommen haben. So streifen wir nur mit den Fingerspitzen über die dunklen, goldgeprägten Lederrücken all der verheißungsvollen Folianten und träumen, was für Wunder und Schönheiten sie wohl enthalten könnten. Wir sind zur Auswahl, zur Oberflächlichkeit, zur partiellen Blindheit verurteilt. Oder aber, würde Borges vielleicht einwerfen, – zur Imagination...

Die Bibliothek von Babel

Als sei der real existierende Bücherberg noch nicht hoch genug, erfindet Borges unerschöpfliche Imagination auch noch ein ganzes Parallel-Universum ungeschriebener, möglicher oder unmöglicher Bücher, Autoren oder Sprachen hinzu, was die labyrinthischen Gänge der universalen Bibliothek endgültig bis ins Unendliche verlängert und sie die albtraumhafte Gestalt annehmen läßt, die Borges in seiner Erzählung *»Die Bibliothek von Babel«* beschrieben hat. In dieser unendlichen, seit Ewigkeit existierenden Bibliothek liegen Glückseligkeit und Verzweiflung eng beieinander. Denn so gewiß wie sie irgendwo unter ihren Millionen von unsinnigen und bedeutungslosen Bänden das Buch der Bücher, das Buch des Lebens oder der umfassenden Wahrheit für jeden einzelnen suchenden Leser bereithält, so gewiß ist auch, daß dieser es innerhalb seiner endlichen Lebenszeit nicht finden wird.

Sicher befindet sich in dieser Bibliothek, die alle innerhalb des semiotischen Universums möglichen Bücher enthält, auch jenes Buch, daß seinerseits alle anderen Bücher umfaßt und beinhaltet, so wie es Borges in der Erzählung »Das Sandbuch« beschrieben hat, das unendliche Buch, dessen Blätter so seidendünn sind, daß das mittlere Blatt nur ein einzige Seite hat. Dieses Buch zu erwerben ist teuer; es zu besitzen aber, wie es scheint, lebensgefährlich und eine kaum tragbare Last.

»Das Imaginäre... dehnt sich von Buch zu Buch zwischen den Schriftzeichen aus«, sagte Michel Foucault, nämlich *»im Spielraum des Noch-einmal-Gesagten und der Kommentare; es entsteht und bildet sich heraus im Zwischenraum der Texte«*, und nur *»im Rahmen der Wiederholung«* sei dieses Abenteuer der Imagination, das als *»Bibliotheksphänomen«* auftritt, zu haben. Dies ist nun aber – als Beschreibung der »postmodernen« Lage – nicht so zu verstehen, als ob nur noch die beliebige, leere und unschöpferische Kombinatorik und die trostlose Redundanz rezitierender Wiederholung möglich seien. Das wären denn auf Dauer doch blasse Abenteuer und schale Vergnügungen.

Das Paradox von Differenz und Wiederholung

Es gibt aber ein Geheimnis um die Wiederholung – es ist nicht esoterisch, es liegt sogar auf der Hand, nur wird es so selten in seiner ganzen Tragweite erkannt, sondern meist mit einer Trivialität verwechselt –, ein allseits notorisches Mysterium also, das schon zu allen Zeiten Menschen entweder in Verzweiflung gestoßen oder zu tiefster Glückseligkeit emporgehoben hat: das Geheimnis, daß die Wiederholung unmöglich ist.

Søren Kierkegaard war der erste Philosoph der Moderne, der dies erforschte, indem er sein eigenes Leben phasenweise zum Gegenstand eines Experimentes und das Experiment zum Gegenstand einer Novelle mit dem Titel *»Die Wiederholung«* machte. Ich glaube, er gehörte eher zu der Guppe der Unglücklichen, die von der Einsicht in die Unmöglichkeit der Wiederholung und damit vom unermeßlichen Gewicht jeder Sekunde des Seins niedergeschmettert wurden.

Borges hingegen entdeckt das paradoxe Glück der Wiederholung, das in ihrer Unmöglichkeit liegt. Ich will nicht in Rätseln sprechen, um sie zu quälen, sondern zu einem Punkt führen, an dem eines jener *»Spiele mit der Zeit und der Unendlichkeit«* sich ereignet, die Borges uns angekündigt hat.

Pierre Menard...

Dieses Spiel, das vom Glück der unmöglichen Wiederholung handelt, spielt Borges zum Beispiel in einer kurzen, sehr berühmten, von vielen Gegenwartsphilosophen aufgegriffenen und zitierten Erzählung mit dem Titel: *»Pierre Menard, Autor des Quijote«*; es lohnt sich, auf sie näher einzugehen. Sie ist, wie gesagt, sehr kurz, nur ein paar Seiten, wie die meisten borgesianischen Geschichten.

Der Form nach handelt es sich um eine Literaturbesprechung, wie sie in jeder beliebigen philologischen oder literaturwissenschaftlichen Fachzeitschrift der westlichen Welt stehen könnte. In diesem fingierten Fachaufsatz unternimmt es jemand, Person und Werk eines gewissen französischen Romanciers der Gegenwart namens Pierre Menard zu würdigen, der gerade verstorben ist. Der Tod muß uns nicht weiter beunruhigen, da Pierre Menard, wie uns ein Blick ins Kindler-Literaturlexikon versichert, ohnehin nicht wirklich existiert hat, sondern eine Fiktion von Borges ist.

Irritierender ist schon, daß die vom imaginären Verfasser penibel aufgeführte Publikationsliste zwar allerhand entlegene Aufsätze Pierre Menards über noch entlegenere literaturwissenschaftliche, sprachtheoretische und poetologische Themen enthält, aber nicht einen einzigen Roman. Warum wird Menard aber dann als Romancier bezeichnet? Der fiktive Verfasser löst das Rätsel, in dem er uns von einem bis dahin unbekannten, weiteren Werk Menards in Kenntnis setzt, einem Werk, an dem dieser angeblich jahrelang gearbeit hätte und das sein größtes sei, wenngleich, nun ja, sozusagen ... ein unsichtbares. Es wird uns knapp mit folgenden Worten vorgestellt:

> »Dieses Werk, vielleicht das bedeutendste unserer Zeit, besteht aus dem Neunten und dem Achtunddreissigsten Kapitel des Ersten Teils des Don Quichote und aus einem Fragment von Kapitel Zweiundzwanzig.«

Wir stutzen und ziehen in Betracht, daß wir es irgendwie mit Geistesgestörten zu tun haben, denn bekanntlich ist der *»Don Quichote«*, einer der größten Beiträge spanischer Sprache zur Weltliteratur, bereits Anfang des 17. Jahrhunderts geschrieben worden und zwar ebenso bekanntlich von Miguel de Cervantes Saavedra. Offenkundig hatte Menard aber weder eine Abschrift noch eine modernisierende Neufassung des Werks von Cervantes im Sinn. Jedenfalls heißt es weiter:

> »Er wollte nicht einen anderen Quijote verfassen – was leicht ist–, sondern den Quijote. Unnütz, hinzuzufügen, daß er niemals eine mechanische Transkription des Originals ins Auge faßte; er wollte es nicht kopieren. Sein bewundernswerter Ehrgeiz war es, ein paar Seiten hervorzubringen, die – Wort für Wort und Zeile für Zeile – mit denen von Miguel de Cervantes übereinstimmen sollten.«

Wenn ich mich einmal interpretierend einschalten darf: wir halten das Vorhaben Menards vielleicht immer noch für einen albernen Wahn, aber immerhin wissen wir nun, worum es ihm geht: nämlich um die perfekte Wiederholung, nicht um Kopie, Nachahmung oder Verdopplung, sondern die getreue Wiederholung des unter anderen Umständen bereits Gesagten beziehungsweise Geschriebenen. Wir müssen hier von geradezu haarspalterischer Präzision sein, sonst bekommen wir vielleicht den Witz nicht mit. Menard macht sich also an den Versuch der unmöglichen Wiederholung. Im Text heißt es:

> »Die Methode, die er sich anfänglich ausdachte, war relativ einfach. Gründlich Spanisch lernen, den katholischen Glauben wiedererlangen, gegen die Mauren oder gegen die Türken kämpfen, die Geschichte Europas zwischen 1602 und 1918 vergessen, Miguel de Cervantes sein. Pierre Menard studierte dieses Verfahren (ich weiß, daß er es zu einer recht getreuen Handhabung der spanischen Sprache des 17. Jahrhunderts brachte), schob es aber als zu leicht beiseite. Eher darum, weil es unmöglich war, wird der Leser sagen. Einverstanden, aber das Vorhaben war von vornherein unmöglich, und von allen unmöglichen Mitteln, es zu Ende zu führen, war dieses am wenigsten interessant. Im 20. Jahrhundert ein populärer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts zu sein, kam ihm wie eine Herabminderung vor. Auf irgendeine Art Cervantes zu sein und zum Quijote zu gelangen, erschien ihm weniger schwierig...als weiterhin Pierre Menard zu bleiben und durch die Erlebnisse Pierre Menards zum Quijote zu gelangen.«

Dennoch, Menard kommt vorwärts. Ich überspringe weitere subtile Erörterungen und komme ohne Umschweife zur paradoxen Pointe der Geschichte, die ohne Zweifel darin liegt, daß es Menard gelingt, zumindest einen Teil des Don Quijote wortgleich mit dem Original neu zu schreiben – aber obwohl der Fluß und die Melodie der Sätze, ihr genauer Wortlaut und sogar die Interpunktion absolut identisch sind, hat Menard, so stellt der Verfasser fest, in der zeitgenössischen Gegenwart ein vollkommen anderes Werk vorgelegt als Miguel de Cervantes im 17. Jahrhundert.

Nach einer sorgfältigen literaturwissenschaftlichen Analyse beider Texte – dem des Cervantes und dem des Menard – kommt der fiktive Rezensent zu dem Schluß: *»Der Text von Cervantes und der Text von Menard sind Wort für Wort identisch, aber der zweite ist nahezu unendlich viel reicher.«* Wie sollte dies auch nicht der Fall sein. Cervantes schreibt ein seinerzeit geläufiges

und gewöhnliches Spanisch; der Franzose Menard einen künstlich archaisierenden, fremdsprachigen Text, den man so das letzte Mal im 17. Jahrhundert in Kastilien ohne weiteres verstanden hat; der Anspielungsreichtum des Textes, der vom modernen Autor stammt und den Einfluß Nietzsches spürbar macht, übertrifft die schlichte Ambition von Cervantes, der den modischen Ritterromanen seiner Zeit die armselige Wirklichkeit der kastilischen Provinz entgegenstellt.

Der entscheidende Unterschied aber liegt darin, daß das Buch Don Quijote von Menard das Bewußtsein von dreihundert Jahren Wirkungsgeschichte des Don Quijote von Cervantes enthält. Der veränderte Kontext, in diesem Fall des 20. Jahrhunderts, macht aus dem wortgleichen Text also ein ganz anderes und umfassenderes Buch. Die Wiederholung verfehlt damit notwendigerweise ihren Ausgangspunkt; anders gesagt: eine Wiederholung ist nicht ohne Differenz zu haben. Genauso wie man nach dem berühmten Satz des Heraklit nicht zweimal in demselben Fluß baden kann, so wenig kann man zweimal dasselbe Buch lesen oder schreiben.

Wiederlesen

Gerade aufgrund dieser Unmöglichkeit basiert eine Tätigkeit, die Borges noch mehr schätzt, als das Lesen, und das ist – das Wiederlesen.

> »Ich habe mehr wiederzulesen als zu lesen gesucht, ich glaube, daß wiederlesen wichtiger ist als lesen – abgesehen davon, daß man gelesen haben muß, um wiederlesen zu können.
>
> »Jedesmal, wenn wir ein Buch lesen, hat sich das Buch verändert, das Beziehungsgefüge der Wörter ist ein anderes. Außerdem sind die Bücher mit Vergangenheit beladen. [...] Die Leser haben das Buch nach und nach bereichert. Wenn wir ein altes Buch lesen, so ist es, als läsen wir die gesamte Zeit, die seit dem Tag seiner Niederschrift verstrichen ist.« (*»Das Buch«*, in: Essays 1979-1982)

Diese verstrichene Zeit der Rezeption lesen zu können, wird unter Umständen eine recht beträchtliche Gelehrsamkeit erfordern; diese wird jedoch da nicht benötigt, wo es um den anderen Pol der Veränderung geht: um die des Lesers. Wer von Ihnen zu den wirklich passionierten Leserinnen und Lesern gehört, wird vielleicht die besondere Erfahrung kennen, die man machen kann, wenn man nach vielen Jahren ein Buch, das man einmal, sagen wir in der Jugend, geschätzt oder geliebt hat, wiederliest. Das Buch, so scheint es einem dann, hat in der Zwischenzeit, in der es mehr oder minder sicher verwahrt oder sogar vergessen in den Regalen des Gedächtnisses stand, offenbar einen Prozeß der Transformation durchgemacht, es ist reicher, farbiger, allerdings auch verschwommener in seinen Konturen geworden; es ist von Kommentaren, Verweisen und Zuschreibungen der eigenen Phantasie durchsetzt, zwischen den Zeilen wuchern unkrautartig Sätze, Zitate und Bruchstücke aus ganz anderen Büchern und an manchen Stellen ist es sogar schon mit anderen Büchern zusammengewachsen, kurz, es ist ein anderes Buch, und die erneute Lektüre wird ein anderes, sei es enttäuschendes, sei es beglückendes Erlebnis sein.

So gesehen ist ein Buch kein toter Gegenstand, sondern Substrat eines lebendigen, schöpferischen, prinzipiell unbeendbaren Prozesses, an dem die Leser mindestens genauso, wenn nicht mehr Anteil haben als der Autor. Im Prinzip hat jedes Buch etwas von einem *»Sandbuch«*, tendenziell ist es immer unausschöpflich, wenn sich nur das, was es anregt, in den Köpfen der Leserschaft verzweigt und Ableger bildet. Borges will ein stellvertretender Leser sein, insofern das Zitieren und Arrangieren zugleich ein Lesen und Weiterschreiben ist. Ein Kommentator bemerkte einmal:

> »Borges ist selbst der Pierre Menard der Weltliteratur, der durch die Wiederholung im neuen Kontext seines eigenen Werkes den zitierten Texten bisher unbekannte Bedeutungen hinzugewinnt.« (H. Schlaffer, »*Borges*«, Ffm 1993, S. 63)

Wenn man diesen Prozeß näher in Augenschein nimmt, wird sich heraustellen, das in seinem Inneren die Dialektik von Erinnern und Vergessen ihr Wesen treibt.

Dialektik von Erinnerung und Vergessen

Unsere Erinnerungen, auch die an Bücher, setzen sich aus Gedächtnislücken zusammen, die wir mit der Phantasie zu überbrücken versuchen. Die Überfülle unserer babylonischen Bibliothek birgt nicht nur Verzweiflung, sondern auch eine Form säkularer Erlösung: sie entlastet uns partiell von unserem Gedächtnis, sie erlaubt oder vielmehr erzwingt ein selektives, ja kreatives Vergessen, und nur das Vergessen ist es, das zwischen den Texten den Raum schafft für die Träume und Phantasmen, aus denen allein die Poesie, auch die Poesie des Lebens erwächst.

Ein indirektes, negatives, aber ungemein eindringliches Lob des Vergessens enthält Borges' Geschichte *»Das unerbittliche Gedächtnis«*, deren Protagonist Ireneo Funes niemals irgendetwas vergessen kann und unter der Last seiner mit unmittelbaren Einzelheiten hoffnungslos vollgepropften inneren Welt elend zugrunde geht. Der sanfte, zurückhaltende Horror dieser Geschichte kommt ohne Pointe oder aufdringliche *Conclusio* aus. Sie läßt den Leser oder die Leserin wie von

selbst in eine mild melancholische Meditation darüber hineingleiten, daß wir unsere Freiheit zum Denken nur um den Preis erhalten, daß uns das meiste von dem, was wir erlebend oder lesend aufnehmen, wieder entgleitet.

Borges' Moral der Endlichkeit

An dieser wie an einer Reihe anderer Geschichten von Borges entdeckt man, wenn man sie oft genug wiedergelesen hat, aller Lakonik und betonten Sachlichkeit zum Trotz so etwas wie einen intellektuellen Moralismus. In einem ganz bestimmten, ungewöhnlichen Sinne handelt es sich bei den Erzählungen von Borges um Einlassungen eines geheimen Moralisten. Die Moral, auf die Borges abzielt, ist aber nicht die gesellschaftliche des politischen oder privaten Miteinander, keine Moral für Messerstecher, Diktatoren, tragische Liebhaber und Bibliotheksangestellte – was das alles betrifft, ist Borges auffallend indifferent, ein sanfter konservativer Anarchist ohne Ambitionen, für irgendjemanden Gesetze aufzustellen. Aber Borges interessiert ganz offenbar eine metaphysische Moral, eine Moral des Seins, wenn man so sagen darf, und ihr wesentlicher Gegenstand ist das Innewerden und Bedenken der menschlichen Endlichkeit.

Viele der großen, oft zitierten Texte von Borges behandeln in der einen oder anderen Form die Unendlichkeit: die endlosen Wände der Bibliothek, die in sich selbst zurückkehrenden Gänge des Labyrints, das unerbittliche Gedächtnis, die nie ans Ziel kommende Reise, das unausschöpfliche Buch, die Unsterblichkeit, die ewige Wiederkunft des Gleichen. Die anscheinend unermüdlichen Versuche der Menschheit, in die Unendlichkeit auszugreifen, auf dem Weg der Mystik oder der Konstrukion, theologisch, technisch oder eschatologisch, beschwört Borges mit Sympathie und Faszinierheit, aber auch voller Ironie. Es ist die Ironie, die er jenem Gott abgelauscht hat, der ihm zugleich die Bibliothekt und die Blindheit »schenkte«, eine Ironie, die Goethe einmal in den »*Wahlverwandtschaften*« mit dem Satz ausdrückte: *»Das Schicksal gewährt uns unsere Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können.«*

In seinen erzählerischen Gedankengespielen nimmt der Autor diese quasi-göttliche Rolle ein und »gewährt« seinen Figuren im Einzelfall, wonach die Menschheit als Ganzes offenbar so sehr hungert. Wie sich alsbald herausstellt, gibt es keine furchtbarere Katastrophe als die, daß sich die sogenannten ewigen Menschheitsträume erfüllen. Neben dem Mann mit dem unerbittlichen Gedächtnis ist wohl *»Der Unsterbliche«* in der gleichnamigen Geschichte die erbarmungswürdigste Kreatur. Ich kenne kein anderes literarisches Werk, das auf so knappem Raum so eindringlich das Grauen und den Niedergang beschwört, den eine reale Unsterblichkeit, als Unfähigkeit zu Sterben genommen, für das menschliche Sein bedeuten würde.

Wohlgemerkt: das Ausgreifen auf die Unendlichkeit wird von Borges nicht als Hybris und Anmaßung gegen das Göttliche kritisiert, eher schon als ein Denkfehler mit bitteren oder sogar grausigen Folgen. Das Spiel um die Unendlichkeit macht den Heroismus des Menschen aus und beflügelt ihn zu Großtaten geistiger oder künstlerischer Art, aber er darf nicht vergessen, daß es ein Spiel ist, das man nicht gewinnen kann. Borges ist von diesem Wissen durchdrungen und bleibt dennoch von dem metaphysischen Spiel angezogen und fasziniert. Die eigentliche Pointe des borgesianischen Werks liegt außerhalb seiner. Sie besteht darin, daß Borges selbst ein skeptischer, nach-metaphysischer Autor ist, der selbst keiner der religiösen, mystischen oder metaphysischen Lehren gläubig anhängt, die er mit so viel Liebe und Enthusiasmus schildert.

* * *

Liebe – von der Vielheit angekränkelt

Der mexikanische Schriftsteller Octavio Paz, wie viele bedeutende Autoren Lateinamerikas ein Schüler von Borges, umschrieb dessen Werk mit einer treffenden und tiefen Bemerkung. Er sagt über Borges: *»Er war in Ideen verliebt. Eine widersprüchliche Liebe, von der Vielheit angekränkelt...«*. Gehen wir diesem Hinweis nach.

In der Tat scheint es widersprüchlich, daß ein Autor wie Borges, der persönlich erklärtermaßen weder religiös gebunden noch metaphysisch ambitioniert ist, mit niemals nachlassendem Enthusiasmus religiöse Ideen und metaphysische Systeme schildert, die Visionen von Mystikern beschreibt und sogar noch selbst Sekten und Geheimlehren erfindet, die es zumindest der historischen Möglichkeit nach hätte geben können. Für Borges stellen all die verwegenen, verzweifelten und verworfenen Versuche der Menschen, sich ihrer Endlichkeit zu entwinden und die Ewigkeit zu gewinnen, ein ungeheures Faszinosum dar und er versteht es, seine Faszinierheit auf den Leser zu übertragen.

Aber gewiß, Borges ist, wie wir alle, von der Vielheit angekränkelt, was man für eine Umschreibung des Skeptizismus nehmen mag. Die Vielheit der konkurrierenden Weltentwürfe und eschatologischen Utopien führt, man kann es nicht verhindern, zu einer Relativie-

rung untereinander. Es gibt keine guten Gründe mehr, einem dieser Entwürfe einen privilegierten Zugang zur Wahrheit, zur Welt, zu Himmel oder Hölle zuzubilligen. Borges ist in Ideen verliebt, aber nicht in *eine* Idee. Die Vielheit verbietet die Identifikation.

Und dennoch findet man bei ihm keinen matten Relativismus und Historismus, er ist kein nüchterner oder gar seelenloser Archivar und Verwalter von Geistesgeschichte, der in gleichmütiger oder spöttiuscher Indifferenz Ideen katalogisiert und verwaltet. Die Verliebtheit oder Liebe, von der die Rede ist, bleibt von der Skepsis deshalb unberührt, weil sich Borges nicht für universale Wahrheit interessiert. Wenn man so will: er »zweckentfremdet« die philosophischen oder religiösen Theorien, mit denen er spielt, er liest sie gegen deren eigene historische Intention, indem er nicht ihre Wahrheit, sondern ihre Schönheit bewundert.

Theorien als ästhetisches Phänomen

Das macht ihn in den Augen derjenigen traditionsgebundenen akademischen Philosophen verdächtig, die auf die eine oder andere Weise am Konzept einer universalen Wahrheit festhalten. Es ist eine typisch »postmoderne« Sünde, die alten, eifersüchtig gehüteten Grenzen der akademischen Disziplinen respektlos zu überschreiten und zu verwirren. Für die Hüter des Universalismus kommt es einem Sakrileg gleich, wenn theoretische Konzepte und Philosopheme ästhetisch betrachtet werden. Und genau das tut Borges.

Freimütig spricht er von seiner *»Tendenz, religöse oder philosophische Ideen wegen ihres ästhetischen Wertes und dessentwegen zu schätzen, was in ihnen an Einzigartigem und Wunderbaren enthalten ist«* (Epilog zu »*Inquisitionen*«). Es ist noch die Frage, ob sie dabei verlieren. Für ihn sind die religiösen Eschatologien, die tiefschürfenden, das Sein und das Nichts bedenkenden Metaphysiken und die Inspirationen der Mystiker wundersame und staunenerregende Produkte der menschlichen Einbildungskraft, nicht anders als die großen Dichtungen Homers, Dantes oder Shakespeares. Borges ist fasziniert von ihrer schöpferischen, visionären Kraft, ihrer komplexen und elaborierten Textur, ihrer Kühnheit, ihrem Ernst, ihrer grotesken Absurdität oder ihren labyrinthischen Formen, kurzum: von ihrer poetischen Qualität.

In Abwandlung eines Schlagworts von Nietzsche könnte man sagen: für Borges ist die Geistesgeschichte nur als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt. Nur wer den Glauben an die Existenz absoluter Wahrheit noch nicht verloren hat, kann darin eine Herabwürdigung sehen. In keinem Text von Borges findet man auch nur eine Spur von Ästhetizismus und leerem, snobistischen Ideen-Dandyismus. Seine Liebe ist aufrichtig, und das ist nicht weiter erstaunlich, da die Liebe seit jeher der Schönheit und selten der Wahrheit gilt.

Nicht Wahrheit...

Eine der phantastischen Geschichten von Borges trägt den merkwürdigen Titel: *»Tlön, Uqbar, Orbis Tertius«*. Darin geht es um eine absonderliche lexikalische Verschwörung von Gelehrten, die die Enzyklopädie einer nicht existierenden Welt, nämlich des Planeten *Tlön*, fingieren und sie sogar drucken lassen. Diese Geschichte ist sehr abgründig, sie endet nämlich damit, daß die Fiktion die Wirklichkeit der Welt, unserer Welt, verschlingt und aufzehrt. Aber nicht deswegen erwähne ich sie.

In die Darstellung der fiktiven geistigen Welt von Tlön, so scheint mir, hat Borges sein eigenes Bekenntnis eingeschmuggelt. Auf Tlön gibt es eine unbegrenzte Fülle von Philosophien. Über sie heißt es:

> »Der Umstand, daß jede Philosophie von vornherein ein dialektisches Spiel, eine Philosophie des Als Ob ist, hat zu ihrer Vervielfältigung beigetragen. Es wimmelt von unglaublichen Systemen, deren Struktur jedoch angenehm oder sensationell ist. Die Metaphysiker auf Tlön suchen nicht die Wahrheit, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit: Sie suchen das Erstaunen. Sie halten Metaphysik für einen Zweig der phantastischen Literatur.«

Ironisch pointiert und ein bißchen provokant artikuliert sich hier Borges eigenes, ästhetisch-philosophisches Bekenntnis.

...nicht einmal Wahrscheinlichkeit...

Man muß hierbei im Auge behalten, daß für Borges die phantastische die eigentlich poetische Literatur ist. Trotzdem würde sich in unserer Welt unter Berufsphilosophen und -Theologen wohl ein mehr oder minder entrüstetes Murren erheben, wenn man ihre Arbeit als Zweig der phantastischen Literatur und ihre Bücher als Sammlung von Phantasmagorien bezeichnete. Und doch, wenn man die Sache nüchtern betrachtet, muß man zugeben, daß sie in den letzten zweieinhalbtausend Jahren noch nicht unter Beweis gestellt haben, daß sie wirklich mehr als das wären.

Jorge Luis Borges' implizite Philosophie ist also skeptisch, agnostisch und relativistisch. Sie hat mehr mit Schopenhauer und Nietzsche zu tun, als mit Kant und Hegel. Aber Borges ästhetische, und vielleicht nicht nur ästhetische, Leidenschaft gilt den Gnostikern und Visionären, den Magiern und Mystikern, vielleicht aus

einem eigenen, in der Moderne melancholisch und nostalgisch gewordenen *»metaphysischen Bedürfnis«* heraus, wie Schopenhauer es nannte, oder vielleicht aus Abneigung gegen den Nihilismus. Mit Sicherheit liegt, trotz aller sanften Ironie, nicht Hohn und Satire in der Absicht von Borges, sondern eher die Bezeugung eines tiefen, bewundernden Respektes vor den poetischen Leistungen der menschlichen Einbildungskraft, vor dem Menschen als *homo poeticus*, der dem Nichts und dem Grauen unermüdlich seine sehnsüchtigen oder angstvollen Träume, seine hoffnungsbeseelten Phantasmen und seine erlösenden Visionen entgegenstellt. Für Borges hat nicht die einzelne Philosophie oder Lehre Geltung, aber *alle zusammen* dürfen Geltung beanspruchen, insofern ihre Gesamtheit für die Tragik und das Schöpfertum des Menschseins einsteht.

Erlöst von der Wahrheitsfrage, selbst von der Frage nach der Wahrscheinlichkeit ihrer Geltung, erwachen die totgesagten, totgeglaubten und totgeschriebenen alten Lehren zu einem neuen Leben und offenbaren ihre seltsame, oft bizarre, manchmal magische Schönheit. Es ist noch die Frage, ob dies schlechter ist, als sie in den akademischen Keller-Archiven zu Tode zu verwalten. Auf jedenfall verhindert die Rekonstruktion dieser versunkenen metaphysischen Spekulationen unter ironischen und ästhetischen Vorzeichen, daß sie sich noch einmal in Glaubenskriegen und Ketzerverfolgungen mit Blut besudeln. Nicht die Wahrheit, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit, sondern das Erstaunen sucht Borges in der philosophischen Literatur vergangener Zeiten. Dieses Wort ist nicht von ungefähr gewählt. Als gründlicher Leser der platonischen und aristotelischen Schriften weiß Borges sehr gut, daß das Θαυμαζειν, das innehaltende, staunende Sich-Verwundern, den alten Meistern als der Anfangspunkt, die Initialzündung des Philosophierens galt.

...sondern Erstaunen

Ebenso klar ist ihm aber auch, daß dieses ursprüngliche Staunen angesichts des Seins des Seienden heute eine erlogene oder doch ziemlich affektierte Naivität wäre. Das borgesianische Staunen ist eines in zweiter Potenz. Es gilt in einer subtilen und ironischen Naivität – wenn dies nicht ein Widerspruch in sich wäre – dem tragischen Heroismus des Wissen-Wollens, mit dem der Mensch sich gegen den Zufall, das Nichts und das Übermaß des Wissens selbst auflehnt. Es gilt der vieltausendjährigen metaphysischen Unruhe, der unbeendbaren Suche und dem ewigen Unterwegssein, dem unaufhörlichen Wellenschlag von Erleuchtung und Umnachtung und der Schlaflosigkeit in allen Sprachen der Welt, in denen das Wunder und das Geheimnis menschlichen Denkens und Seins bedacht wird.

Wer Borges liest, der sieht ihn als einen wirklichen Weisen, der sich mit allen menschlichen Versuchen der Weltdeutung eins und solidarisch weiß. Frei vom Fanatismus der einen, einzigen Wahrheit verzichtet Borges geradezu provokativ auf Hierarchien, wertende Ordnungssysteme oder arrogante Periodisierungen, die stets das gerade aktuelle Denken für das erleuchtetste halten. Wenn überhaupt, dann gibt es bei ihm vielleicht eine heimliche Vorliebe für das Bizarre, Absurde und Groteske, für die von Anfang an gescheiterten Weltentwürfe, die gewissermaßen der Absurdität der Welt beizukommen versuchten, in dem sie selber vollkommen widersinnig, paradox oder enigmatisch sind und so in besonderem Maße auch Dokumente der Vergeblichkeit.

Borges begreift sich als Nachkomme und Erbe all dieser Versuche, aber ihre Vielzahl erdrückt ihn nicht. Er wird sich lesend einen Weg bahnen, seinen ganz persönlichen und und subjektiven, einzigen und einzigartigen, so wie jeder Leser und jede Leserin in der unbeendbaren Lektüre sich eine individuelle und singuläre Tradition zusammenstellt, die seine oder ihre geistige Welt absteckt. Jedes Lesen, ob ehrfürchtig oder voller Abscheu, in Liebe, Verachtung oder Ergriffenheit, ist ein Wiederholen, so wie das Leben selbst eine Wiederholung ist, aber jedes Wiederholen schafft auch eine neuartige Variation, ist ein Anfang, ein erstes Mal, ein Moment der Schöpfung. Diese ewige Dialektik von Wiederholung und Neu-Schöpfung hat der greise Borges, kurz vor seinem Tod in zwei Gedichten festgehalten, die ich an das Ende meines Vortrages stellen will.

Nichts Neues unter der Sonne

Das eine ist betitelt *»Ecclesiastes I:9«* und verweist uns damit auf die Aussage des salomonischen Predigers: *»Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird; und geschieht nichts Neues unter der Sonne«.*

Borges' Gedicht nun lautet:

> Wenn ich mir mit der Hand über die Stirn
> fahre, wenn ich die Buchrücken liebkose,
> wenn ich Tausendundeine Nacht erkenne,
> wenn ich das starre Schloß sich drehen lasse,
> wenn ich auf der unsichren Schwelle halte,
> wenn unglaublicher Schmerz mich demütigt,
> wenn ich der Zeitmaschine, wenn ich des
> Wandteppichs mit dem Einhorn mich entsinne,

wenn ich beim Schlafen meine Lage ändre,
wenn Erinnerung mir einen Vers zurückgibt,
wiederhol ich, was ich zahllose Male
auf meinem vorbestimmten Weg getan hab.
Ich kann keine neue Handlung begehen,
web und webe wieder dieselbe Fabel,
wiederhol einen wiederholten Blankvers,
sage, was mir die anderen schon sagten,
empfinde dasselbe in derselben Stunde
des Tages und der abstrakten Nacht.
In jeder Nacht derselbe Albtraum, in
jeder Nacht die Strenge des Labyrinths.
Ich bin die Erschöpfung eines reglosen
Spiegels oder der Staub eines Museums.
Nur ein niemals geschmecktes Ding erwarte
ich noch, eine Gabe, ein Gold des Schattens,
die Jungfrau namens Tod. (Das Spanische
erlaubt diese Metapher.)«

Nichts Altes unter der Sonne

Dieser lebenssatten Elegie auf die Wiederholung und die ewige Wiederkehr des Gleichen antwortet im gleichen Gedichtband ein Hymnus auf das Glück des Anfangs und das Schöpertum des Lesens, das wie ein Vermächtnis von Borges anmutet. Es heißt bezeichnenderweise: *»Das Glück«:*

Wer eine Frau umarmt ist Adam. Die Frau ist Eva.
Alles geschieht zum ersten Mal.
Ich habe etwas Weißes am Himmel gesehen. Man sagt mir, es
sei der Mond, aber
was soll ich mit einem Wort und einer Mythologie?
Die Bäume machen mir ein wenig Angst. Sie sind so schön.
Die ruhigen Tiere nähern sich, damit ich ihnen ihre Namen sage.
Die Bücher der Bibliothek haben keine Zeichen. Sie
erscheinen erst, wenn ich sie öffne.
Im Atlas blätternd bewirke ich die Form Sumatras.
Wer im Dunkeln ein Streichholz zündet, erfindet das Feuer.
Im Spiegel ist ein anderer der lauert.
Wer das Meer betrachtet, sieht England.
Wer einen Vers von Liliencron vorträgt, ist in die Schlacht gezogen.
Ich habe Karthago geträumt und die Legionen, die Karthago zerstörten.
Ich habe das Schwert und die Waage geträumt.
Gepriesen sei die Liebe, in der es weder Besitzer noch
Besessene gibt, aber beide sich hingeben.
Gepriesen sei der Albtraum, der uns offenbart, daß wir die Hölle erschaffen können.
Wer zu einem Fluß hinabsteigt, steigt hinab zum Ganges.
Wer eine Sanduhr betrachtet, sieht die Auflösung eines Imperiums.
Wer mit einem Dolch spielt, sieht Caesars Tod voraus.
Wer schläft, ist alle Menschen.
In der Wüste sah ich die junge Sphinx, eben behauen.
Es gibt nichts Altes unter der Sonne.
Alles geschieht zum ersten Mal, aber auf ewige Weise.
Wer meine Wörter liest, erfindet sie dabei.«

Jorge Luis Borges, meine Damen und Herren,

ist zweifellos eine Fiktion. Er ist *meine* Erfindung. Für heute abend muß er leider mit dem bißchen Leben auskommen, das ich ihm mit sehr bescheidenen Mitteln und in aller gebotenen Eile einhauchen konnte. Aber Sie werden, sollte ich sie dazu angeregt haben, seine wunderbaren Bücher in die Hand zu nehmen, die von Gisbert Haefs und seinen Mitarbeitern sehr kompetent und sorgsam ins Deutsche übersetzt und kommentiert worden sind, Sie also werden mit Sicherheit einen ganz anderen Borges erfinden und zum Leben erwecken. Die Literatur, an der Autoren und LeserInnen unermüdlich arbeiten, ist, um einen von Borges' Buchtiteln zu zitieren, ein *»Garten der Pfade, die sich verzweigen«*, also ein Labyrinth.

Wir alle legen durch unsere Lektüre einen Ariadne-Faden aus, um hindurchzufinden, und das Geweben dieser Fäden bildet den Text der Welt. Ich wage nicht so optimistisch wie Borges zu sein. Ich halte es zumindest für möglich, daß wir, die wir mit Leidenschaft und Liebe lesen und die Verzückungen der Lektüre kennen, irgendwann zu einer belächelten Minderheit werden könnten. Vielleicht wird in irgendeinem Zeitalter und irgendeiner Welt die Lektüre das esoterische und verschwiegene Ritual einer Sekte sein, wer weiß. Am Ende des Jahrtausends befinden wir uns in einer prekären Lage: erdrückt von der Last eines überbordenden Gedächtnisses und bedroht von einem irreversiblen Vergessen, das unsere Nachkommen überfallen kann, wenn keines der alten Bücher mehr geöffnet wird. Ein bißchen dürfen wir uns alle als Hüter einer Bibliothek fühlen oder, bei anderem Temperament, als Abenteurer in jenem wilden, aufregenden Land, das sich zwischen Buch und Lampe erstreckt.

Und warum nicht eine Religion erfinden, in der dieses Land ein Vorgeschmack des Paradieses ist? Ein Paradies, in dem wir endlich dazu kommen, all die abertausend Bücher zu lesen, die uns im Leben vergeblich gelockt haben? Man wird ja noch träumen dürfen...

Ich danke Ihnen.

Literaturhinweis

Das 20-bändige Gesamtwerk von Jorge Luis Borges ist in deutscher Übersetzung in preiswerten Taschenbuch-Einzelausgaben im Fischer-Taschenbuch-Verlag erschienen. Der Band, der die im Vortrag angesprochenen Erzählungen enthält, trägt den Titel

»Fiktionen«, Fischer-TB Nr. 10581, DM 16.90. Ein Band mit sehr wichtigen Essays ist: »Inquisitionen«, Fischer-TB Nr. 10583, DM 14.90.

Ausführlichere Informationen über Borges (u.a. von Borges selbst) gibt der Band: »Borges lesen«, Fischer-TB Nr 11009, DM 9.80.

Aufschlußreich sind die Interviews in: J.L. Borges/Osvaldo Ferrari, »Lesen ist Denken mit fremdem Gehirn. Gespräche über Bücher & Borges«, Zürich 1990, Arche-Verlag.

Eine Interpretation des gesamten Werkes von Borges versucht:

Heinz Schlaffer, »Borges«, Fischer-TB 11709, DM 14.90